

Pirsich oder Zitrone. Das ist die Auswahl. Apfel geht auch. Iranisches Bier, gebraut nach dem Reinheitsgebot der Islamischen Republik, ohne Alkohol, bitter auf der Zunge, süß im Abgang. Der Keller präsentiert eine Batterie Alibi-Dosen auf einem Rollwagen. Amir Hassan Chehelatan bleibt beim schwarzen Tee. „In 17 Minuten haben Sie hier Alkohol auf dem Tisch, wenn Sie wollen“, sagt er. „17 Minuten, vom Anruf bis zur Lieferung, und das bei diesen Verkehr.“ So viel Moral und Doppel-moral. Nein, das ist kein Witz, auch keine der fantastischen Erzählungen des Schriftstellers Amir Hassan Chehelatan.

Ausprobieren will man das mit den 17 Minuten lieber nicht, nicht hier, in einem der besseren Hotels von Teheran, wo sich am Tischigen Blätter gesunde Männer in blauen und grauen Anzügen drängen und die Teller füllen mit irischem Huhn und safranengelbem Reis. Man hört Deutsch, Französisch, Chinesisch. Wieder mal eine Unternehmerkonferenz. Es wollen alle dabei sein, in Teheran, wo es auf einmal so viele neue Freiheiten geben soll, und wo sie alles brauchen, Eisenbahnloks, Eismaschinen, Kraftfahrzeuge, Kloschüsseln. ...

Amir Hassan Chehelatan legt das Jackett ab, er trägt ein kurzärmeliges Hemd, das ist immer noch unüblich in Iran. Chehelatan ist beider Dinge. „Es gibt jetzt einen neuen Oberzensor für Bücher, der ist ein Fan von mir, er hat meinen Verleger gebeten, meine Bücher zu einer erneuten Beurteilung einzureichen“, erzählt er. Seit 2005 konnte Chehelatan, einer der bekanntesten Autoren Irans, nur eine einzige neue Kurzgeschichtensammlung in seiner Heimat veröffentlichen, und die auch noch zensuriert.

In derselben Zeit sind mehrere seiner Romane auf Deutsch, Englisch und Norwegisch erschienen, darunter in Deutschland 2015 „Der Kalligraph von Isfahan“ (C. H. Beck), eine Geschichte, die im 18. Jahrhundert spielt, gleichwohl die Gegenwart kommentiert. „Dafür haben wir die Vergangenheit, damit wir etwas über unsere Zeit mitteilen können.“ Chehelatan, geboren 1956 in Teheran, darf in seiner Heimat nicht öffentlich aus seinen Büchern lesen, er wird in den iranischen Medien nicht zitiert. „Früher Zensoren haben sich bei mir entschuldigt, aber immer erst, wenn sie nicht mehr im Amt waren.“ Insofern ist es bemerkenswert, wenn nun ein amtlicher Zensor vorsichtig positives Interesse an Chehelatans Werken erkennen lässt.

Seit Januar werden die westlichen Wirtschaftssanktionen Schritt für Schritt abgebaut, aber Irans Banken haben immer noch keine Verbindung zur Außenwelt, internationale Kreditkarten funktionieren nicht, weshalb Tausende nun ins Landströmende Touristen mit Bargeldbündeln anreisen. Bei den Parlamentswahlen haben jüngst die politischen Reformen und die gemäßigten Konservativen um Präsident Hassan Rohani weiter zugelegt, doch Rohani hat schon um Geduld gebeten. Im April sagte er, der Wiederaufbau des Landes nach den „ruinösen“ Sanktionen werde viel Zeit brauchen. Rohani erinnerte seine Landsleute daran, dass seit dem Inkrafttreten des Atomabkommens mit dem Westen erst drei Monate vergangen seien, auch wenn einige Leute dächten, „es sind schon 30 Jahre“.

Wenn das Kopftuch verrutscht, wird es nur langsam wieder nach vorne geschoben. Seehr langsam

Chehelatan sagt: „Die iranische Revolution war auch ein historischer Deal. Die Rolle der Religion in der Gesellschaft sollte ein für alle Mal geklärt werden.“ Das war 1979. Danach mussten Frauen den Tschador tragen, das schwarze Zelt, das nur Öffnungen für Kopf und Hände lässt und das zum Logo der Abschreckung für das Land wurde. Und jetzt?

„Viele Menschen zweifeln an den religiösen Werten, weil sie die Religion in Aktion gesehen haben“, sagt Chehelatan. In den Supermärkten beschwerten sich viele über dies und das, „weil sie wissen, dass sie mit ihrer Kritik nicht allein sind“. Junge Leute reagieren mit einer „Art Sex-Revolution“ auf die Religionen. „Die Scheidungsrate ist hoch, die Heiratsquote niedrig. Junge Leute leben mit Erlaubnis der Eltern ohne Trauschein zusammen, sie nennen das weiße Ehe. Das geht so weit, dass es mir Sorgen macht“, sagt Chehelatan, der in seinen Romanen keine Scheu vor sexuellen Anspielungen hat. Die Zensur in Iran löst solche Szenen. „Wein, Erotik, alles tabu.“

Das Einzige, sagt Chehelatan, was die Mullahs auf Dauer nicht kontrollieren konnten, auch wenn sie es versuchten, „ist die Art und Weise, wie die Frauen auf die Straße gehen. Schauen Sie nur“.

Auch auf zur Tabiat-Brücke, wörtlich „Die Brücke der Natur“. Sie ist das neue Wahrzeichen der Acht-Millionen-Metropole Teheran und schwingt sich wie ein Geist mit drei elegant gestapelten Flaniererbänken über den See hinweg. Frisch hat den Riesenlaufsteg ein 26-jähriges iranische Architektin. Im Aufgang zur Brücke gibt es Sitzgelegenheiten zum Verweilen. Die jungen Frauen, die hier Platz nehmen, haben den Tschador zu Hause im Schrank gelassen, sie lassen das Kopftuch so über den Scheitel nach hinten gleiten, das es immer wieder auf die Schultern rutscht. Das Zurechtrücken in Zeitlupe ist ein Schauspiel. Dann geht es los, hinauf auf den Flaniersteg, das Smartphone stets greifbar, für das Selfie am Geländer.

Auf Facebook posten kann man die Bilder nicht, Facebook ist gesperrt, und



Neuland

Die Sanktionen gegen Iran sind aufgehoben. Jetzt fragen die Menschen hier sich und ihre Herrscher: Wie wollen wir leben? Eine Reise nach Teheran

VON CHRISTIANE SCHLÖTZER



Die Tabiat-Brücke bietet einen großartigen Ausblick auf Teheran und das Elbur-Gebirge (oben), sie ist aber auch ein Laufsteg für junge Iraner, denen das Selfie wichtiger als die Skyline ist. FOTO: MAURITIUS IMAGES, BEHOUD MEHRI, AFP

auf digitalen Umwegen zu erreichen, dafür gibt es Telegram, die iranische Alternative. Da ist fast jeder dabei. Mahla Zamani auch. Die Designerin für islamische Mode lebt im Norden Teherans, wo es kühler und der Smog nicht so beißend ist, wo die Wohnungen teurer sind als im Süden. In Teheran decken sich geografisches und soziales Gefälle. Der Norden liegt höher, näher am steil aufragenden Elbur-Gebirge. Schneezungen leuchten auch im Mai in den Spalten der Palisaden. Man sieht das von unten, wo Platanenalleen, dicht wie Palisaden, die Straßen säumen, Frischwasser plätschert durch Bewässerungsgräben, in denen die Bäume stehen.

Mahla Zamani öffnet die Stahltür eines Hauses, das bescheiden für diese Umgebung wirkt. Sie ist überrascht durch ihr unverbildetes, streng nach hinten gekämmtes Grauhair. Zwei Assistentinnen, eine im kniekrucken kleinen schwarzen, die andere orientalisch elegant, wuseln um die Meisterin der islamischen Mode herum. Was folgt, ist eine Lektion in persischer Kostümkunde, ein Exkurs über Farben und Formen in der islamischen Kunst, eine Gesichtsstudie, bei der es manchmal Geistliches schummrig werden könnte, ohne dass Zamani über Politik sprechen wollte. Das will sie ausdrücklich nicht.

„Kleider sprechen“, sagt sie, als hätten farbverliebte Stickererinnen und blumige

Applikationen ihre eigene, ewige Wahrheit. Zamani zeigt ihre Schätze, in Truhen aufbewahrt, an Kleiderständern aufgereiht, gesammelt in Jahrzehnten. Stoffe, so vielgestaltig und verrückt schön, dass ein Tschador dagegen wie ein Grabtuch wirken muss. Zamani war einst Bankdirektorin in Iran, bis 1982. „Als die Ganzkörperverhüllung Pflicht wurde, habe ich aufgehört, um einem staatlichen Institut zu arbeiten.“ Also begann sie zu forschen. Sie wollte wissen, was die Iranerinnen über die Jahrhunderte hinweg trugen, was sie mochten in den Schützigerjahren, als die Röcke kürzer wurden. Und immer wieder die Frage, was dürfen Frauen, was dürfen sie nicht? Zamani begann, Kleider zu entwerfen, mit den alten Mustern, im neuen Design. Heute schneidert sie für die iranische Oberschicht und für Prinzen am Golf, die sich hinter der eigenen Haustür alles erlauben: farbig, freizügig, teuer.

Aber: Die Designerin hat eine Mission. Es gibt Fotos, die zeigen sie mit Präsident Rohani. „Er hat mich eingeladen.“ Sie sollte ihre Ideen präsentieren. Vielleicht könnten Irans Beamtinnen anders aussehen, nicht so schwarz, nicht so zugekoppelt, bei der Hitze. Zamani, die gern auch mal Zitronengelb trägt, fürchtet, ihre Entwürfe waren dann doch zu freizügig. Dafür kann man seit ein paar Tagen ihr Modemagazin

Lotus Journal kaufen. Gut zehn Jahre lang konnte das Hochglanzheft nicht erscheinen, jetzt soll es alle drei Monate wieder am Kiosk liegen. Zamani hält die Zeit für Farben, Formen, Stil, Ethik. Auf dem ersten Cover sieht man eine Frau in schwarzen Lederstiefeln und einem goldschwarzen Mantel, vor Gesicht hält sie sich eines jener runden Schilde, die Krieger im antiken Persepolis trugen. Selbstbewusster geht es kaum.

Das Leben ist schön? Es ist ein Ringen, hier neue Freiheiten und Tricks, dort die alte Korruption

Auch Zamani würde jetzt gern „auf den internationalen Markt“. In Iran werden ihre Entwürfe bereits von jüngeren Konkurrenten kopiert, ohne Erlaubnis. „Wir haben keinen Copyright-Gesetz.“ Investoren hören so etwas nicht gern.

Auf der Rückfahrt durch den Stau in die untere Stadt, ein Blick in ein Schaufenster, die Modeduppen tragen statt Köpfen Blumensträuße. So erübrigt sich die Verhüllungsfrage. An einer Hauswand prangt ein meterhoher Mercedes-Stern in verblassten Farben. Werbung für ein Autohaus im Erdgeschoss des Gebäudes. Das bietet aber schon lange keine deutschen Fabrika-

te mehr an, dafür Wagen aus Korea und China. Die Zeit der Abschottung vom Westen haben andere genutzt. Ein Stück weiter, am zentralen Vali-Asr-Platz, ein raumfüllendes Wandgemälde neueren Datums. Es zeigt eine Menge lachender Menschen, die Frauen bedeckt, die Männer mit und ohne Turban, alle schauen in eine imaginäre Kamera. Ein Riesenselfie, überschrieben mit dem Satz: „Das Leben ist schön.“

Wirklich? Ein Mann, nennen wir ihn Ahmad, weil er seinen richtigen Namen nicht in einer Zeitung lesen möchte, sagt: „Ich sehe alles schwarz.“ Man kann ihn treffen, wenn man nicht verrät, wo das war. Nur so viel: Die Auswahl der Kaffeesorten ist mitten in Teheran nicht geringer als in Berlin: Cappuccino, Latte, Espresso Macchiato.

Der Mann will über Teheran sprechen, seine Stadt, die seit der Revolution explodiert ist. „Die Revolutionsführer haben den Leuten damals gesagt, kommt nach Teheran, dann kriegt ihr Strom gratis, und alle werden eigene Häuser haben.“ Dann hätten sie anderen die Grundstücke weggenommen, auch meinem Vater“, sich die Hälfte unter den Nagel gerissen und den Rest an Freunde verteilt. Bauaufträge bekämen noch heute jene, „die Beziehungen zu den Leuten mit Turban haben.“

Nun gibt es so viel Luftverschmutzung und zu wenig Wasser. Über die Probleme mit dem Trinkwasser darf man nicht

sprechen. Tabu. Wie die Probleme mit dem Abwasser, das unter vielen Gebäuden immer noch in Sickergruben aufgefangen wird, was wiederum den U-Bahn-Bau behindert. Ahmad hat in Europa gelehrt, studiert und gearbeitet, und er hätte gut dort bleiben können, aber er kam zurück. „Mein Vater hat immer gesagt, man muss seinem Land dienen.“ Er meint auch, gäbe es Pressefreiheit in Iran, „dann hätten wir auch weniger Korruption“.

Auf der Weltkarte der Organisation Reporter ohne Grenzen ist Iran nach wie vor schwarz eingefärbt, wie China und Syrien. Schwarz steht hier für „sehr ernste Lage“. Syrien: Dort kämpfen derzeit auch Iraner, auf der Seite des Diktators Baschar al-Assad, auch darüber spricht man besser nicht. Fragt man Iraner nach dieser Parteilnahme in einem Konflikt, der im Westen hauptsächlich wegen der Flüchtlingsströme wahrgenommen wird, dann hört man: „Das syrische Regime hat uns während der langen Embargo-Jahre geholfen, der Weg für Waren über Syrien war immer frei.“

Die Konservativen sind geschwächt, aber aufgegeben haben sie noch lange nicht

In Iran können sich viele noch an einen anderen Krieg erinnern, der im Westen ziemlich vergessen ist. Zwischen 1980 und 1988 kämpften der Irak und Iran gegeneinander, am Ende dieses Ersten Golfkriegs gab es 800 000 oder noch mehr Tote.

Kamran Anvari haben seine Eltern damals ins Ausland geschickt, damit er nicht aufs Schlachtfeld muss. „Ich war 14“, sagt er, „da ging ich weg, allein.“ Kamran Anvari reiste in ein Balkanland, mit einem Visum. Die Eltern hatten Beziehungen. Dann weiter nach Amerika, wo es schon Verwandte gab. Jetzt ist er 47, Ingenieur, und ist seit zehn Jahren zurück in Iran. „Wenn du eine gute Idee hast, für ein Business, bist du hier besser dran als in Amerika“ – auch er hat eine Mission. Er führt ins Darband-Tal, 1700 Meter hoch liegt dieser Ausflugsort am Nordrand der Stadt, hier ist es kühl. Die Restaurants hängen wie Biennetwaben in den Felsen, darunter rauscht ein Wildbach.

Aber Kamran Anvari sucht jedes Mal zusammen, wenn ein Straßenhändler eine leere Aludose oder Stücke glühender Holzkoche (von den Wasserpeifen, die eigentlich auch verboten sind) in das Wasser wirft. „Das ist der wichtigste Fluss in Iran“, sagt er, „der seinen Landesleuten das Umweltbewusstsein beibringen möchte, das er selbst in Kalifornien vermittelt bekommen hat. Anvari betreibt eine Öko-Lodge im Norden Irans, an der Grenze zu Turkmenistan, wo es einen Nationalpark gibt. „Wie Yosemite“, sagt er. Er macht Vergleiche zwischen seinem Land und Amerika, das für viele Iraner bis vor Kurzem noch alles Böse verkörperte.

Andere ziehen jetzt auch Parallelen, wenn auch nicht so offen. Da kann man zum Beispiel hören, Ex-Präsident Mahmud Ahmadinesch, der die Welt mit dem Atomprogramm in Atem hielt, sei „der iranische George Bush“ gewesen. Im August 2013 wurde der Hardliner nach acht Jahren von Rohani abgelöst. Dass die Konservativen aufgegeben hätten, kann man allerdings nicht sagen. Und wieder können das die Frauen zuerst spüren. Im April wurde gemeldet, dass in Teheran siebentausend Frauen und Männer ihre Arbeit als „geheime Sittenpolizei“ aufgenommen hätten. Die Neuen sind in Zivil unterwegs und sollen auf den korrekten Sitz der islamischen Kleidung achten. „Bei zu freizügigem oder zu westlichem Auftreten“ sollen die Autoenzeklerinnen der Frauen an die Polizei weitergeben werden. Auch Autofahrerinnen, die laute Musik hören, was ebenfalls als unislamisch gilt, werden demnach gemeldet.

Ein bisschen mehr Freiheit hier und da, und dann wieder zwei Schritte zurück? „Wir sind in der Post-Sanktionen-Ära“, sagt Masoud Soltanifar, Soltanifar ist Vizepräsident der Islamischen Republik, er trägt kein Klerikergewand, sondern einen eleganten dunklen Anzug zum Stehkragenhemd, wie der CEO eines Großkonzerns. Dazu passt das steife Empfangszimmer, mit Schreibblöcken auf dem Besucherstuhl und einer Wasserflasche, von der ein Bediensteter noch schnell das Etikett entfernt, bevor er sie vor den Gast stellt. „20 Millionen Touristen bis 2025, das ist unser Ziel“, sagt Soltanifar, zuständig für Tourismus und Kulturberbe, und verzicht angesichts der verwegenen Zahl keine Miene. 2015 gab es schon mal fünf Millionen Besucher, darunter allerdings viele Pilger aus der islamischen Welt. „Wir wollen Arbeitsplätze schaffen“, sagt Soltanifar.

Die Jugendarbeitslosigkeit ist hoch, und Kenner sagen: Rohani sitze auf einem Pulverfass, wenn es ihm nicht gelingt, Jobs zu schaffen. Andere warnen, die Öffnung dürfe nicht zu schnell gehen, weil sich konservative Teile der Gesellschaft abgehängt hätten könnten. „Wir sind versprochen, nach wirtschaftlichen Reformen könnte es auch soziale geben, gar die Abschaffung der Zensur. Und wenn es doch anders kommt? Eine neue Revolution?“

„Nein“, sagt der Dichter Amir Hassan Chehelatan, „zum Glück haben die Iraner realisiert, dass das Land in die Zeit der erzwungenen Übergangs von Macht am verletzbarsten ist.“ Und was wünscht er sich? „Ich will Geschichten erzählen können, die die Menschen unterhalten. Ich freue mich, wenn meine Bücher auf Deutsch oder Italienisch veröffentlicht werden. Aber eigentlich müssten sie alle auf Farsi sein.“